

Werkstattberichte
des gemeinsamen Frauenforschungszentrums
der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ),
herausgegeben von Margit Götttert, Frankfurt
und Silvia Kontos, Wiesbaden

Bd. 4

Lotte Rose / Ulrike Schmauch (Hg.)

Jungen – die neuen Verlierer?

Auf den Spuren eines öffentlichen
Stimmungswechsels

Ulrike **HELMER** Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2005 Copyright Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus,
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Atelier KatarinaS

Druck und Bindung: W. Niederland Verlagsservice, Königstein/Taunus

Printed in Germany

ISBN 3-89741-183-0

Gesamtverzeichnis sendet gern: Ulrike Helmer Verlag,

Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus

E-Mail: info@ulrike-helmer-verlag.de

Fax: 06174 / 93 60 65

Ulrike Schmauch

Was geschieht mit kleinen Jungen? – Ein persönlicher Blick auf die Entwicklung des Jungenthemas von den 70er Jahren bis heute

Rückblick

Erste Anfänge

Durch die Frauenbewegung und unsere gemeinsame Auseinandersetzung mit weiblichen Lebensgeschichten bin ich ab 1972 mit Fragen geschlechtsspezifischer Sozialisation in Berührung gekommen. Den nächsten Anstoß gab ab 1975 meine Berufstätigkeit: Meine erste Arbeitsstelle war ein Heim für verhaltensauffällige Kinder, alles Jungen, die viel Vernachlässigung und Gewalt in der Familie erfahren hatten. Die frühen Anfänge geschlechtsspezifischer Sozialisation sind mir in meiner darauffolgenden Arbeit als Betreuerin in einer Krabbelstube deutlich geworden. In die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema bin ich ab 1979 eingestiegen, als ich am Fachbereich Pädagogik der JWG-Universität Frankfurt das erste Seminar »Zum Zusammenhang zwischen emotionaler Störung, Geschlecht und sozialer Auffälligkeit« hielt.

Es war für mich eine persönliche Notwendigkeit, die Widersprüche zwischen meinen politischen, privaten und beruflichen Erfahrungen zusammenzubringen. Ich bewegte mich in zwei entgegengesetzte Richtungen: in meinem Beruf ging es um zugewandte heilpädagogische Arbeit mit Jungen, um Verstehen und Förderung. In der Frauenbewegung ging es um Angriff, Patriarchatskritik und Kampf gegen Frauenunterdrückung. Die feministische Bewegung war eine große Hinwendung zu Frauen, zu uns selbst, wir entdeckten uns in unserer ganzen Bedeutung füreinander, und das hieß in den 70er Jahren für mich wie für viele Frauen, sich von Männern zeitweise radikal abzuwenden. Zur gleichen Zeit war ich in der Arbeit täglich mit Jungen und ihrer Not konfrontiert, die Ursache ihrer Störungen und ihres aggressiven Verhaltens war, ebenso mit Müttern und Vätern, die mit ihren Söhnen nicht zurechtkamen und ihnen daher einiges an Verletzun-

gen zufügten. Später in der Krabbelstube betreute ich Kinder im Alter zwischen 9 Monaten und 5 Jahren und erlebte, welche spezifischen Zumutungen und Ängste kleine Jungen zu bewältigen hatten. Mich beschäftigte die Frage, wie die frühkindlichen, die »normalen« und die destruktiven Männlichkeiten miteinander zusammenhingen. Die Gleichzeitigkeit von zornigem Widerstand gegen männliche Dominanz und von Einsicht in schwierige bzw. beschädigte männliche Entwicklungen hat mich zur Auseinandersetzung mit den psychosozialen Prozessen der Geschlechtersozialisation, zum genaueren Beobachten und Forschen gezwungen. Ich musste mich früh von eindeutigen und polarisierten Geschlechterbildern trennen, während andere Feministinnen sich erst Mitte der 90er Jahre dem Umstand öffneten, dass auch geschlagene Frauen nicht selten ihre Kinder schlagen, und dass sich zwischen der Gewalt eines Mannes und seiner frühen Kindheit eine Geschichte abspielt, die uns etwas angehen muss.

Ideen, die damals wichtig waren

Mich haben Widersprüche und Verstrickungen interessiert. Denkmuster wie »Benachteiligung versus Bevorzugung« fand ich flach und unergiebig. Ich hatte zu oft bevorzugte, idealisierte Jungen erlebt, die von Erwachsenen mit ihrem Kummer gänzlich alleingelassen wurden. Und ich kannte viele Mädchen, die dank mangelnder Idealisierung in ihrem Körper und in den Grenzen der Realität viel mehr zuhause und darum emotional stabiler waren als Jungen.

Nach der Logik des Denkmusters »Benachteiligung versus Bevorzugung« schien es ein patriarchales Zentralkomitee zu geben, das auf organisierte Weise dafür sorgte, dass den Jungen die fetten Happen und den Mädchen die mageren Reste zugeteilt wurden. Darin konnte ich weder die mir bekannten Eltern, Fachkräfte und Erziehungsinstitutionen noch mein eigenes Handeln und Erleben im Umgang mit Jungen und Mädchen wiederfinden. Statt dessen konnte aus meiner Sicht die Geschlechtersozialisation eher als ein Prozess verstanden werden, in dem das Erleben des Körpers und der Beziehungen im Alltag, die innere Welt des Jungen und sein Interagieren mit der äußeren Realität, die Wirkung patriarchaler Tatsachen, kollektiver Geschlechterbilder und individueller unbewusster Phantasien ineinander verwoben werden zu einer widersprüchlichen Einheit.

Damit konnten zwei andere Widersprüche sinnvoll verknüpft werden: der, dass Männer sowohl Herrschende, Gegner und Gewalttäter als auch geliebte Väter, Söhne und (Bündnis-)Partner sein konnten. Und der andere, dass Frau-

en sowohl geschlagene Opfer als auch schlagende Mütter sein konnten. Die Probleme der Mutter-Sohn-Beziehung habe ich damals besonders intensiv untersucht, und ich gewann den Eindruck, dass Frauen als »Geschlecht zweiter Klasse« Söhnen oft mit einer strukturellen Ambivalenz, also auch mit einem Teil von untergründigem Hass begegnen.

In der gesellschaftlich zugewiesenen Alleinzuständigkeit von Frauen für die frühe Kindheit und damit in der kindlichen ausschließlichen, existentiellen Abhängigkeit vom weiblichen Geschlecht habe ich eine fatale Ursache dafür gesehen, dass Angst und Wut gegenüber Frauen als Gründe für ihre Unterdrückung und damit als subjektive Verankerung partiarchaler Strukturen fortbestehen. Diese Sicht stimmte entschieden nicht überein mit jener, die auf entwertende Weise beklagt, dass Kinder in Familie und Primärbereich *leider nur* von Frauen erzogen würden, eine Sicht, die in der aktuellen Debatte um die Benachteiligung von Jungen wieder Konjunktur hat; darauf komme ich später zurück.

Ich gewann die Überzeugung, dass die bisherige stereotype Geschlechtersozialisation kaum durch Erziehungs- und Bewusstseinswandel, sondern wirksam nur durch den konkreten Alltag der mit Kindern lebenden Erwachsenen veränderbar ist, durch paritätisch geteilte Elternschaft sowie institutionelle und Arbeitsmarktstrukturen, die das ermöglichen. Es war leicht, die Abwesenheit von Vätern und zugewandter Väterlichkeit und den Mangel an qualifizierten männlichen Betreuern zu analysieren, aber schwer, mit Männern gemeinsam Modelle zur Veränderung zu entwickeln. Das ist inzwischen vielleicht ein bisschen leichter geworden.

Wendepunkte und Weiterentwicklungen

Die folgenreichste gesellschaftliche Veränderung, die auch mein Leben und Denken so stark beeinflusste, wurde sicher durch die Frauenbewegung mit ihrer geschlechterpolitisch und subjektiv befreienden Perspektive ausgelöst. Aber erst durch die Verknüpfung des feministischen Blicks mit dem der Psychoanalyse wurde es aus meiner Sicht möglich, außer den Machtverhältnissen auch Verstrickungen zu verstehen und von einfachen Selbst- und Feindbildern zur Analyse widersprüchlicher interaktiver Prozesse zu gelangen.

Eine Zäsur bildete in diesem Zusammenhang meine Auseinandersetzung mit einem Fall, in dem eine Mutter, die mir nahe stand und die ich schätzte, vehement ihren Sohn in Schutz nahm, nachdem er mit Freunden ein Mädchen ver-

gewaltigt hatte und in einem Prozess zu einer Haftstrafe verurteilt wurde. Diese Situation erlebte ich als das Scheitern von Erklärungen, andererseits als Herausforderung, die gewaltfördernden Aspekte in der Sozialisation und in den Beziehungen von Jungen noch genauer zu untersuchen, ohne der Frage der Schuld auszuweichen.

Meine Auffassung wurde in den 70er und 80er Jahren von vielen anderen feministischen Autorinnen, die sich kritisch mit der Mädchen- und Jungensozialisation beschäftigten, nicht geteilt, weil sie, so der Vorwurf an mich, zu jungens- und männerfreundlich war und die Fronten verwischte. Entsprechend lebhaft waren die Kontroversen, denn ich kritisierte meinerseits Erziehungsvorstellungen nach dem Rachtypus, für die Jungen schlicht zum bekämpften, wütend beneideten Herrengeschlecht gehörten. So hieß es 1986 in der Emma:

»Wenn wir wirklich wollen, dass es unsere Töchter einmal leichter haben, müssen wir es unseren Söhnen schwerer machen« (Emma 1986/6).

In die gleiche Richtung gingen auch die kernigen Ideen von Marianne Grabrucker, einer damals sehr beliebten Autorin:

»Die Buben waren und sind immer noch ungebrochen auf der Seite der Gewinner, sie sind die Insider (...) die Anerkennung der Mädchen kann nur auf Kosten der kleinen Buben geschehen« (Grabrucker 1985, 284).

Wenn sie recht gehabt hätte, dann wären die heute allseits beklagten »Jungen als Verlierer« das Resultat eines feministischen Sieges, und ironischerweise hören wir heute genau solche Verweise auf böse feministische Lehrerinnen, die die Jungen ins Elend getrieben hätten; ich verweise hier lieber auf die Fakten, die Rainer Neutzling in seiner Medienanalyse in diesem Band zusammengestellt hat.

Ermutigende neue Erfahrungen habe ich in den 80er und 90er Jahren in zwei weiteren beruflichen Bereichen gemacht. Ich arbeitete oft nebenamtlich in der Fortbildung von Erzieherinnen in Kindertagesstätten. Diese Fachfrauen waren durch ihre Kämpfe mit »den schwierigen Jungen« sehr offen dafür, ihr widersprüchliches Fühlen und Handeln im Umgang mit Männlichkeit zu reflektieren und eine neue Perspektive im Alltag zu erproben. An den Satz einer Erzieherin werde ich mich immer erinnern: »Ich fördere bei den Jungen das Wilde, das ich selbst gern täte.« Diese erfolgreichen Fortbildungen zeigten, dass eine Stärkung der Kinder beider Geschlechts institutionell ebenso möglich war wie die gleichzeitige professionelle Stärkung der weiblichen Fachkräfte. Es war möglich, Mädchen zu stärken, ohne es Jungen schwerer zu machen, Mädchen in

ihrer Aggressionsentwicklung zu unterstützen, ohne kleine Jungen für eigene Ohnmachtserfahrungen gegenüber Männern büßen zu lassen. Jungen konnten gestärkt werden, indem sie gerade nicht aufgepumpt, nicht als unvermeidlich schrecklich betrachtet, d.h. negativ idealisiert, nicht mit der Delegation eigener Ausbruchswünsche und mit eigenen aggressiven Männlichkeitsbildern befrachtet wurden: Die Erzieherinnen machten die Erfahrung, dass sie Jungen auch in ihrem Kleinsein und in ihren bedürftigen Seiten mehr akzeptieren und ihnen zugleich auf zugewandte Weise deutlich mehr Grenzen setzen konnten.

Die andere positive Erfahrung entwickelte sich in meinen beruflichen Tätigkeiten rund um die Themen Sexualität, Geschlecht und Gewalt, hauptamtlich in der Arbeit als Fortbildungsreferentin in der hessischen Pro Familia und ehrenamtlich im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung. In diesen Kontexten hat sich mein Horizont und damit mein Blick auf Jungen durch die Kooperation mit Männergruppen und mit männlichen Kollegen anderer Disziplinen noch einmal sehr geweitet. In keinem anderen Arbeitszusammenhang habe ich eine so anregende geschlechtsbewusste Gesprächskultur und so reflektierte männliche Fachkollegen wie in der Pro Familia erlebt.

Mein Verständnis der Geschlechtersozialisation hat sich durch Widersprüche, Mängel und beflügelnde Erlebnisse weiterentwickelt. Es gab schmerzliche Erfahrungen mit Widersprüchen auch in der Frauenbewegung: neben Zugehörigkeit und produktiven Auseinandersetzungen erlebte ich destruktive Formen der Konfliktbewältigung in den Jahren, in denen viele Projekte in schwere interne Krisen und Zerwürfnisse gerieten und sich eine, auch professionelle, Konkurrenz- und Streitkultur unter uns erst mühsam bildete.

Weiterentwicklung durch Mangel habe ich erlebt, wenn ein Mangel produktiv im Sinne gegenseitiger Ergänzung wirken konnte wie zum Beispiel im Fall der Psychoanalyse, der es an Wahrnehmung der gesellschaftlichen Geschlechterrealität fehlte und des Feminismus, dem es andererseits oft an Einsicht in eigene, auch unbewusste Beteiligung an der Herstellung eben dieser Realität mangelte. Ähnliches galt für manche Diskussionen zwischen Frauen- und Männergruppen, wenn jede Seite bereit war, die Unvollständigkeit der eigenen Wahrnehmung zuzubilligen, was zum aufeinander Zugehen ermutigen konnte.

Zu den beflügelnden Erlebnissen gehörten nicht nur die Erfahrungen in der Fortbildung, der Pro Familia und mit Vertretern der kritischen Männerbewegung. Auch die Freude an meinen Söhnen gehörte dazu und die Tatsache, dass ich durch sie Vieles noch einmal neu gesehen und besser verstanden habe. Sicher hat mir das Leben mit ihnen individuelle und institutionelle Grenzen bei der Umsetzung des Projekts »paritätische Elternschaft« gezeigt.

Wichtige Theorien und Auseinandersetzungen

Mein Blick auf Jungen und Mädchen wurde durch die Psychoanalyse, die Kritische Theorie und den Feminismus, später auch durch kritische Männer- und Sexualforschung geprägt.

Als Kind der Frankfurter Schule kam ich in die Frauenbewegung mit der Psychoanalyse und dem Marxismus im Gepäck. Meine psychoanalytischen Lieblingsautoren waren fast nur Männer: Michael Balint (1969), Bruno Bettelheim (1970), Fritz Redl (1971), Donald W. Winnicott (1976), Fritz Morgenthaller (1984), Sigmund Freud (1969), aber immerhin gab es auch Nelly Wolfheim (1972) und Anna Freud (1968), Judith Kaplan (1984) und Margaret Mahler (1972). Auch die wichtigsten Kritischen Theoriker waren eine Männerriege: Herbert Marcuse (1968), Max Horkheimer und Theodor Adorno (1947). Aber ich hatte das Glück, in Frankfurt an einem Ort und in Diskussionszusammenhängen zu sein, wo wir die beiden Traditionen geschlechterkritisch gegen den Strich bürsteten und feministisch weiterentwickelten. Zu den Autorinnen in diesem Kontext gehörten zum Beispiel Margrit Brückner (1983), Sylvia Kontos und Karin Walser (1972), Karin Flaake (2001), Annedore Prengel (1995), Carol Hagemann-White (1984) und Marina Gambaroff (1977).

Als anregend erlebte ich den Austausch mit den Jungen- und Männerforschern Dieter Schnack und Rainer Neutzling (1990), ebenso die Auseinandersetzung mit Beiträgen von Lothar Böhnisch und Reinhard Winter (1993) oder Holger Brandes (2002). Hinzu kam die Sexualforschung mit ihren bereichernden interdisziplinären Diskussionen und ihren sexualpolitischen, forensischen und therapeutischen Perspektiven auf Männlichkeit. Hier waren zum Beispiel Arbeiten von Margret Hauch (1994), Volkmar Sigusch (1984), Sonja Düring (1993), Gunter Schmidt (1993), Halina Bendkowsi (1995) und Mariana Valverde (1989) für mich wertvoll.

Unbehaglich war mir bei der Reproduktion klischeehafter Geschlechterbilder, ob in klassischer oder moderner Gestalt. In den vielen psychoanalytischen Texten war man immer wieder mit der Darstellung des defizitären und depressiven, penislosen und penisneidischen Mädchens konfrontiert. Ähnlich entwertend fand ich es, wenn Mädchen in neueren Veröffentlichungen als asexuelle Wesen, nicht so triebhaft, nicht so aggressiv wie Jungen beschrieben wurden und die Mutter-Tochter-Beziehung als harmonische, von Loslösungskonflikten freie Zone dargestellt wurden wie bei Nancy Chodorow (1985) und Christiane Olivier (1987).

Vor dem Hintergrund meiner beruflichen Erfahrungen und Beobachtungen waren schlichte Konzepte von den guten, aber benachteiligten Mädchen und den bösen, aber bevorzugten Jungen, wie sie beispielsweise in den Veröffentlichungen von Elena Belotti (1975), Ursula Scheu (1975), Katja Leyrer (1990) oder Marianne Grabrucker (1985) wiederholt wurden, für mich nicht überzeugend. Das Drama des angeblich viel kürzer gestillten weiblichen Säuglings wurde in zahllosen Diplomarbeiten repetiert. Unangenehm fand ich auch, dass sich in der Behauptung der konstitutionell größeren männlichen Aggressivität feministische Autorinnen wie Maria Mies (1980), altgediente Antifeministen wie Günther Amendt (1994), Reimut Reiche (1986) und Robert Bly (1991) und biologistische Evolutionsforscher einig waren.

Gar nicht warm werden konnte ich später mit der dekonstruktivistischen Erörterung des Geschlechterthemas im »Butler-Jargon« (Butler 1991). Deren diskurstheoretische Herangehensweise habe ich überwiegend als apolitisch, blutleer und abgehoben empfunden, ohne Bezug zu Alltag und Arbeit, zu Sexualität, Körperlichkeit und Sterblichkeit.

Zur aktuellen Debatte über die »armen Jungen«

Heute wird mir unbehaglich, wenn die Frauen mal wieder schuld sind. Es gibt angeblich zu viele feministische Lehrerinnen, überhaupt zu viele weibliche Lehrkräfte und eine erdrückende weibliche Dominanz im Elementar- und Primarbereich. Man spricht von Frauenüberschuss im Erziehungswesen und Feminisierung des Bildungssektors als den Ursachen der Identitäts- und Leistungsprobleme von Jungen. Um das Bild der weiblichen Verschwörung gegen das männliche Geschlecht komplett zu machen, weist man alarmiert auf die steigende Zahl alleinerziehender Frauen hin. Dies alles klingt, als hätten Heerscharen von Männern an den Toren der Krabbelstuben, Kindergärten und Grundschulen gerüttelt und seien von einer organisierten Frauenmafia eiskalt ausgeschlossen worden, als würden Väter massenhaft und nicht nur rhetorisch um mehr aktive Elternschaft kämpfen.

Manche Kommentare zu den Mädchen finde ich ähnlich problematisch: In ihrer höheren sozialen Kompetenz und Leistungsstärke werden sie oft herablassend als lediglich angepasster, braver und ehrgeiziger als die Jungen bezeichnet. Zwar ist der Neid nicht zu überhören, aber die Entwertung ebenso wenig. Wieder soll ein Männlichkeitsbild gerettet werden, hier das des rebel-

lischen autonomen Kerls, der sich nicht in repressive Strukturen einfügt. Bilder zu retten und billige Tränen über arme Jungen zu vergießen ist leichter, als ernsthafte, auch teurere Konzepte umzusetzen, die jungengerecht und geschlechterdemokratisch sind.

Gründe und Wirkungen der Debatte

Sorge um Konfliktkosten und Konkurrenz gehören aus meiner Sicht zu den Hauptgründen dafür, dass das öffentliche Interesse an »benachteiligten Jungen« steigt. Was der Gesellschaft langsam dämmert und was populäre Medien aufgreifen, ist die in der kritischen Männer- und Jungenforschung seit langem gewonnene Erkenntnis, dass das patriarchale Männerbild und die ihm entsprechende Jungensozialisation nicht nur dem weiblichen Geschlecht schadet, sondern den Jungen selbst ebenso und letztlich der Gesellschaft insgesamt. Nicht erstaunlich ist, dass die medial geführte Debatte vor allem die fehlenden bzw. sinkenden *Leistungen* von Jungen skandalisiert; machten die Ergebnisse der PISA-Studie doch sichtbar, dass Deutschlands »Blamage« vor allem den schlechten Leistungen der Jungen geschuldet war. Was mir in der öffentlichen Debatte noch weitgehend fehlt, ist die Aufmerksamkeit dafür, dass Jungen in emotionaler und sozialer Hinsicht schlechter »ausgestattet« werden – für den Umgang mit Abhängigkeit und Wechselseitigkeit, mit Schwäche und Grenzen – und dass sie damit letztlich für den Umgang mit sozialer Realität schlechter vorbereitet sind als Mädchen.

Der Deutsche Industrie- und Handelskammertag (DIHK) sieht die Gefahr, dass ein »männliches Proletariat« entstehen könne (Frankfurter Rundschau, 10.8.04). Die mangelnde schulische Förderung von Jungen »hat negative Konsequenzen für deren berufliche Perspektiven und verursacht hohe gesellschaftliche Kosten«. Dazu gehören voraussehbare Probleme im Hinblick auf die Schere zwischen der Ausbildungsorientierung von Jungen und der Arbeitsmarktentwicklung. Der DIHK beobachtet, so die FR im o.g. Bericht, »mit Sorge (...), daß sich viele junge Männer nur für technische Berufe interessieren, obwohl diese Jobs an Bedeutung verlieren. Wenn man sie nicht stärker auf neue Berufe vorbereite, koppelt man einen Großteil der Jungen von der Entwicklung in die Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft ab« (ebd.).

Kosten werden ebenfalls deutlich, wenn wir bedenken, dass Jungen die weitaus größte »aktive Problemgruppe« in der Kinder- und Jugendhilfe sind, als Jugend-

liche ungleich häufiger als Mädchen straffällig werden, die absolute Mehrheit an den Schulen für Erziehungshilfe und der Schüler ohne Hauptschulabschluss bilden.

Neben der Sorge um gesellschaftliche Kosten gibt es nach meinem Eindruck eine Verlagerung von Konkurrenzangst und Konkurrenzkampf von der Ebene der Erwachsenen auf die der Kinder. An Jungen wird abgehandelt, was Männer umtreibt – die Sorge, es auf dem Arbeitsmarkt noch schwerer zu haben, weil man sich als Mann im Wettbewerb mit Frauen nicht mehr so selbstverständlich wie ehemals qua Geschlecht durchsetzen kann. Da sich hier ein Widerspruch zwischen modernem Leistungsprinzip und vormodernen männlichen Vorrechten zuspitzt, verschärft sich auch das Problem der Legitimation hegemonialer Ansprüche.

Bedenklich scheint mir eine Auffassung, der zufolge das Bildungswesen bei den Mädchen bereits ein Übersoll an Emanzipation erfüllt hätte. Diese Sicht verkennt fortbestehende Ungerechtigkeiten und Behinderungen gegenüber Mädchen. Allenfalls kann festgestellt werden, so Benard und Schlaffer, »daß ein globaler Minimalkonsens mittlerweile nicht mehr billigt, daß man sie [die Mädchen] offen ausschließt« (Benard/Schlaffer 2004, 45). Für eine Verkennung halte ich es auch, Jungen einseitig als bedauernswerte Opfer zu sehen; Viktimisierung und Dämonisierung sind gleichermaßen einseitige und ungeeignete Mittel zur Erhellung der Realität. Wenn es den Jungen besser gehen soll, muss das keineswegs auf Kosten der Mädchen geschehen, so wenig wie es – nach Grabruckers damaliger Logik – den Jungen schlechter gehen musste, damit Mädchen endlich zum Zug kommen. Das Denkmuster »Benachteiligung-Bevorzugung« wird nicht dadurch richtiger, dass es nun andersherum verwandt wird. Wohlergehen ist kein knappes Gut, dessen sich die Geschlechter berauben müssten.

Ich sehe eine kleine Chance dafür, dass durch eine etwas breitere Debatte über Jungenprobleme allmählich mehr Menschen als bisher wahrnehmen, dass die hegemoniale Geschlechterordnung und die ihr zugehörige Männlichkeitskonstruktion auch auf männlicher Seite Folge- und Konfliktkosten erzeugen, ja sogar geradezu kontraproduktiv und anachronistisch für die gesellschaftliche Weiterentwicklung werden. Manche Kreise registrieren durch diese Debatte und die Vermutungen bezüglich einer bedrohten männlichen Position vielleicht erstmals, in welchem Maß gesellschaftliche Bereiche wie Schule, Jugendhilfe, Arbeitsmarkt und Berufe vergeschlechtlicht sind. Die erhöhte Aufmerksamkeit könnte dazu beitragen, vorliegende Ergebnisse der Geschlechterforschung zu diesen Bereichen auf breiterer Basis bekannt zu

machen. Möglicherweise könnte die Neugier wachsen, einander – zwischen den Geschlechtern, innerhalb der Geschlechtergruppen sowie zwischen den Berufsgruppen – mehr zu fragen und besser zuzuhören, um mehr über die jeweiligen Sichtweisen und die Arbeit mit Mädchen und mit Jungen zu erfahren.

Übergang und Umbruch im Erwerbsbereich

Wir sollten in der Fachdebatte immer wieder reflektieren, was es für unser Handeln, Denken und Kommunizieren bedeutet, dass wir in einer gesellschaftlichen Übergangsphase leben, die durch die Gleichzeitigkeit hierarchischer und demokratischer Strukturen im Geschlechterverhältnis geprägt ist. Gleichstellungsfortschritte koexistieren mit alten Dominanzansprüchen.

Weiterhin halte ich für wichtig, in der Diskussion um »Jungen als Verlierer und Mädchen als Gewinnerinnen der Moderne« zusätzlich zum Bildungswesen den Erwerbsbereich mehr in den Blick zu nehmen. Ich will den Zusammenhang kurz begründen. In den 70er Jahren haben nicht wenige Frauen und Männer geglaubt, Gleichberechtigung bedeute *Angleichung nach oben*, es heiße, dass die Frauen den Männern immer gleicher werden, dass Frauen also in ihren Erwerbsbiographien, Arbeitsverhältnissen und Lebensläufen immer mehr denen der Männer ähneln würden. Was wir inzwischen beobachten, ist das Gegenteil, eine Tendenz zur *Angleichung nach unten*: Immer mehr Männer müssen sich, wie bisher vor allem Frauen, in Arbeitsverhältnissen behaupten, die befristet, niedrig entlohnt, gar nicht oder schlecht sozial abgesichert, mit geringen oder keinen Aufstiegschancen verbunden sind. Sie müssen sich an Phasen der Dequalifizierung, Erwerbslosigkeit und der behelfsmäßigen Überbrückung finanzieller Durststrecken durch ein patchwork kleinerer Einkommensquellen gewöhnen.

Für die Geschlechter bedeutet die Angleichung nach unten etwas ganz Unterschiedliches: Männer, die bisher in unserer Gesellschaft in existentieller Weise mit dem Beruf, der »Arbeitswelt« identifiziert sind, erfahren die genannte Entwicklung als Existenzkrise und Sinnverlust (vgl. Hering 2000; Schnack/Gesterkamp 1996). Frauen hingegen, historisch »gewöhnlich« an die bekannten benachteiligenden Bedingungen im Erwerbsbereich allgemein und in sogenannten Frauenberufen im Besonderen, sind seltener ausschließlich berufsorientiert und, psychosozial gesehen, besser gewappnet für den Umgang mit Krisen und Brüchen in ihrer Erwerbsbiographie. Für die Perspektiven von Frauen wird eine

Tendenz zur starken Ausdifferenzierung zwischen Gewinnerinnen und Verliererinnen festgestellt und noch in viel stärkerem Maße prognostiziert: hochqualifizierte Frauen werden von der Neustrukturierung des Arbeitsmarktes profitieren. Ihnen wird vermehrt auf individueller Ebene der Aufstieg in Dienstleistungsbereiche gelingen – zumindest, solange sie jung, gesund und kinderlos sind. Verliererinnen dieser Arbeitsmarktdynamik sind gering qualifizierte Frauen, vielfach mit Kindern, die in Teilzeitarbeitsplätzen den klassischen Zuverdienst erarbeiten (vgl. Oechsle/Geissler 1998; Tölke 1998; Hering 2000).

Folgen für eine geschlechtsbewusste Pädagogik

Was bedeutet die skizzierte Entwicklung für die pädagogische Arbeit mit Mädchen und Jungen in Schule und Jugendhilfe und für die aktuelle Fachdebatte? Bezogen auf die pädagogische Arbeit plädiere ich dafür, auf drei Arbeitsformen zu setzen: verstärkt auf *geschlechtsbewusste Jungenarbeit*, in gleichbleibendem Maß auf geschlechtsbewusste Mädchenarbeit, mit mehr Energie und Phantasie auf reflexive Koedukation.

Um bei den Jungen und der Männlichkeit zu beginnen: ich glaube, dass die geschlechtsbewusste Jungenarbeit noch lange nicht am Ende ist, sondern dass sie, im Gegenteil, ihre Zukunft noch vor sich hat. Sie muss sich mit dem Thema »*Angleichung nach unten*« auseinandersetzen, mit den Themen Existenz-, Sinn- und Männlichkeitskrise. Jungen sehen, dass die Mädchen die besseren Schul- und Ausbildungsabschlüsse machen und sich zunehmend erfolgreich in bestimmte Bereiche des Erwerbslebens integrieren. In der Arbeit mit Jungen sollte es aus meiner Sicht um das Thema gehen, was außer Erwerbsarbeit und Ernährerrolle, außer aggressiv durchgesetztem Sex und coolem Machogehabe männliche Identität stützen kann. Wenn rechtsextreme Gruppen und andere maskulin beherrschte Jugendkulturen versprechen, erschütterte Männlichkeit auf machistische Weise wiederherzustellen, dann ist die Frage, welche anderen positiven Leitbilder von jugendlicher und erwachsener Männlichkeit dem in der Jungenarbeit entgegengesetzt werden können.

Für die *geschlechtsbewusste Mädchenarbeit* stellt sich angesichts der genannten Arbeitsmarktentwicklungen das Problem, ob sich die vielen leistungsmotivierten Mädchen in eine aussichtsreiche Richtung oder in Sackgassen hinein qualifizieren, und weiterhin, wo sie die für ihre Lebensperspektive gewünschten männlichen Partner finden werden. Mädchen teilen in Befragun-

gen ihre Entschlossenheit mit, Berufs- und Familienwünsche selbst miteinander vereinbaren und dies aus eigener Kraft erfüllen zu wollen. Ebenso vermitteln sie die feste Überzeugung, bereits jetzt gleichberechtigt zu sein und selbstbestimmt zu leben. Diese Überzeugung treffe ich auch bei den meisten der jungen Studentinnen an, und ich teile den Eindruck, der in der Literatur beschrieben wird, dass es sich hier um einen »systematische Verkennung« (Oechsle 2000, 20) von Realitäten handelt. In der pädagogischen Arbeit mit Mädchen stellt diese Situation insofern eine Herausforderung dar, als die Frauen der älteren Generation, die ja die Überforderungen der Individualisierung kennen, sich im Dialog mit den Mädchen auf einer Gratwanderung bewegen: wie viel Realitätsverkennung und Größenphantasien sollen sie ihnen lassen, wie viel Desillusionierung ihnen zumuten?

In der letzten Schlussfolgerung knüpfe ich an die Debatte um eine neue, reflexive Koedukation, um eine Weiterentwicklung geschlechtsbewusster und -gemischter Ansätze an (vgl. Kunert-Zier 2001; Rose 2001). Die Wahrnehmung der Entwicklungstendenzen im Erwerbsbereich führt zu der Prognose, dass beide Geschlechter in Zukunft stärker noch um die weniger werdenden privilegierten Arbeitsplätze konkurrieren werden. Daher wird aus meiner Sicht das Erlernen nichtdestruktiver Konkurrenz zwischen Frauen und Männern von großer Bedeutung sein, zumal es kaum historische Vorbilder gibt.

Zugleich bestehen Zwang und Chance, miteinander neu zu erfinden und gesellschaftlich durchzusetzen, wie kompatible Lebensmuster, Kooperation und Partnerschaft gestaltet werden könnten – auf jeden Fall für die an heterosexuellen Liebes- und Familienbeziehungen orientierten jungen Frauen und Männer. Für diese Gestaltung von Lebensmustern ergeben sich nun mit der tendenziellen Normalisierung gleichgeschlechtlicher Beziehungen, wie sie u. a. am Lebenspartnerschaftsgesetz und an der vermehrten Sichtbarkeit von Regenbogenfamilien ablesbar ist, andererseits auch neue »Räume«. Es deutet sich jetzt an, was wir in seiner Bedeutung für die Zukunft der Geschlechterbeziehungen noch nicht ausloten können, dass heterosexuelles Zusammenleben anstelle eines Naturgesetzes oder Zwangs eine Option neben anderen sein kann.

Hier kann *pädagogische Arbeit mit geschlechtsgemischten Gruppen* viele zentrale Lebensthemen von Mädchen und Jungen und zwischen ihnen zur Sprache bringen, Raum für wechselseitige Anregungen und gemeinsames Nachdenken bieten. Es kann ermüthend und befreiend wirken, wenn beide Geschlechter realisieren, dass sie nicht miteinander leben *müssen*, sondern es tun *können*, dass sie ihre elementaren Wünsche nach Liebe, Kindern, Alltags- und Arbeits- teilung in verschiedenen sozialen Formen leben können. Diese Themen und die

darauf bezogene koedukative Gruppenarbeit sollten in Schule und Jugendhilfe einen viel größeren Raum bekommen.

Folgen für die aktuelle Fachdebatte

Für die aktuelle Fachdebatte um »Mädchen als Gewinnerinnen und Jungen als Verlierer der Moderne« heißt das aus meiner Sicht: Sie wird an Qualität und Perspektiven in dem Maß gewinnen, in dem die Fachkräfte, die in den drei genannten geschlechtsgetrennten und -gemischten Arbeitsformen konzeptionell und praktisch tätig sind, ihre Erfahrungen auswerten und fachöffentlich diskutieren.

Es wäre bedauerlich, wenn die Gunst der Stunde – das momentan gestiegene allgemeine Interesse an der Jungenfrage und das heißt, an der Geschlechterfrage – nicht genutzt würde für mehr Kooperation: zwischen Forschung und Praxis, zwischen Schule und Jugendhilfe, zwischen Fortbildung und Ausbildung, zwischen weiblichen und männlichen Fachkräften, die mit Jungen und Mädchen geschlechtsbewusst arbeiten. Dabei bedarf es aus meiner Sicht auf Seiten vieler Männer einer verstärkten diesbezüglichen Qualifizierung.

Ein Fehler wäre es sicher auch, die gewonnenen Fortschritte der Mädchen weiter zu problematisieren und zu entwerten. Sie haben begonnen, ihr Potential zu entfalten und voranzukommen, und dies ist möglich, so Benard und Schlaffer, weil drei Bedingungen zusammenkommen: die Mädchen wollen es, sie können es, und weltweit lässt man sie mehr als bisher (vgl. Benard/Schlaffer 2004, 45). Die Autorinnen halten die schlechteren Leistungen der Jungen nicht für ein alarmierendes Signal, sondern für den Ausdruck eines seit langem gewährten Privilegs: Jungen nähmen die Schule eher lässig, weil Bildung für sie, historisch gesehen, weder neu noch aufregend, sondern eine Selbstverständlichkeit sei. Demgegenüber seien Mädchen motivierter und zielstrebig, weil der Zugang zum Bildungs- und Berufssystem vor kaum einem Jahrhundert, in einigen Ländern sogar vor wenigen Jahren erst durchgesetzt wurde, und weil sie sich immer noch ganz anders als Jungen beweisen und behaupten müssten (vgl. ebd.).

Schlussbemerkung

Wenn ich abschließend überlege, was Gleichstellung der Geschlechter für mich bedeutet, so meine ich dass sie ablesbar ist an gleichen Rechten, Chancen und Ressourcen, daran, dass beide Geschlechter die Möglichkeit zu individueller Entfaltung und zu gesellschaftlicher Teilhabe, im Geben wie im Nehmen, haben. Als Voraussetzung dazu sehe ich das Ende männlicher Hegemonie und Gewalt, Diskriminierung und Entwertung gegenüber Frauen und Mädchen an. Ohne die Aufhebung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung und ohne die entsprechende Umorganisation aller erwerbsbezogenen und öffentlichen Bereiche kann ich mir eine Gleichberechtigung nicht denken. Dann, auf der Basis all dieser erfolgten Schritte rechtlicher und politischer, ökonomischer und kultureller Gleichstellung, scheint mir eine echte gegenseitige Anerkennung von Vielfalt, Unterschieden und Ähnlichkeiten zwischen und innerhalb der Geschlechter möglich. Dann wird das Geschlecht als soziale Kategorie vermutlich an Bedeutung verloren haben, wird höchstens ein Aspekt individueller, psychosexueller Besonderheit sein. Und bis dahin? Lasst hundert Bündnisse blühen!

Literatur

- Amendt, Gerhard (1994): *Wie Mütter ihre Söhne sehen*. Frankfurt/Main
- Balint, Michael (1969): *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. Frankfurt/Main
- Belotti, Elena (1975): *Was geschieht mit kleinen Mädchen?* München
- Benard, Cheryl/Schlaffer, Edit (2004): *Von schlaunen Mädchen und armen Jungs*. Emma 5, S. 42–45
- Bendkowski, Halina (1995): *Der theatralisch verlassene Mann*. In: Sonja Düring/Margret Hauch (Hg.): *Heterosexuelle Verhältnisse*. Stuttgart
- Bettelheim, Bruno (1970): *Liebe allein genügt nicht – Die Erziehung emotional gestörter Kinder*. Stuttgart
- Bly, Robert (1991): *»Eisenhans«*. München
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): *Männliche Sozialisation – Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*. Weinheim/München
- Brandes, Holger (2002): *Der männliche Habitus*. Opladen
- Brückner, Margrit (1983): *Die Liebe der Frauen – Über das Verhältnis von Weiblichkeit und Mißhandlung*. Frankfurt/Main
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main
- Chodorow, Nancy (1985): *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München

Düring, Sonja (1993): Wilde und andere Mädchen – Die Pubertät. Freiburg

Flaake, Karin (2001): Körper, Sexualität und Geschlecht. Studie zur Adoleszenz junger Frauen. Gießen

Freud, Anna (1968): Wege und Irrwege der Kinderentwicklung. Bern

Freud, Sigmund (1969): Gesammelte Werke. Frankfurt/Main

Gambaroff, Marina (1977): Emanzipation macht Angst. Kursbuch 74. Berlin

Grabrucker, Marianne (1985): Typisch Mädchen. Frankfurt/Main

Hagemann-White, Carol (1984): »Sozialisation: weiblich-männlich?« Opladen

Hauch, Margret (1994): Gewalt in der Liebe. Erfahrungen mit geschlechtsspezifischer Akzentuierung von Gewaltstrukturen in der Beratung und Behandlung heterosexueller Paare. Zeitschrift für Sexualforschung 7, S. 131–141

Hering, Sabine (2000): Modernisierungsprozesse weiblicher Lebenslagen. Berlin

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1947): Dialektik der Aufklärung. Amsterdam

Kaplan, Judith (1984): Die zweite Geburt. München/Zürich

Kontos, Sylvia/Walser, Karin (1972): ...weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit. Gelnhausen/Berlin

Kunert-Zier, Margitta (2001): Von starken Mädchen und zarten Jungs – Wege und Perspektiven einer geschlechtsbewußten Pädagogik. In: BzgA (Hg.): Dokumentation der Fachtagung »meineSache«, Mädchen gehen ihren Weg. Köln

Leyrer, Katja (1990): Hilfe, mein Sohn wird ein Macker. Frankfurt/Main

Mahler, Margaret S. (1972): Symbiose und Individuation. Stuttgart

Marcuse, Herbert (1968): Kultur und Gesellschaft, I. Frankfurt/Main

Mies, Maria (1980): Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Bd. 3. München

Morgenthaler, Fritz (1984): Homosexualität Heterosexualität Perversion. Frankfurt/Main

Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen

Oechsle, Mechthild (2000): Gleichheit mit Hindernissen. Berlin

Olivier, Christiane (1987): Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. Düsseldorf

Prengel, Annedore (1995): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. Opladen

Redl, Fritz (1971): Erziehung schwieriger Kinder. München

Reiche, Reimut (1986): Mann und Frau. Psyche, 40. Jg., S. 780 – 818.

Rose, Lotte (2001): Gender Mainstreaming im Feld der Kinder- und Jugendarbeit. In: v. Ginsheim, Gabriele/Meyer, Dorit (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin

Scheu, Ursula (1975): Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Frankfurt/Main

Schmidt, Gunter (1993): Das große Der Die Das – Über das sexuelle. Reinbek

Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer (1990): Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek

Schnack, Dieter/Gesterkamp, Thomas (1996): Hauptsache Arbeit. Männer zwischen Beruf und Familie. Reinbek

Sigusch, Volkmar (1984): Vom Trieb und von der Liebe. Frankfurt/New York

Tölke, Angelika (1998): Beruflich erfolgreich durch Ehe und Familie? Der Zusammenhang von Lebensform und Berufskarriere. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen

Valverde, Mariana (1989): Sex, Macht und Lust. Berlin

Winnicott, Donald W. (1976): Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. München

Wolfheim, Nelly (1972): Psychoanalyse und Kindergarten. München/Basel